

Protokolle

über die

Sitzungen des Vereins

für die

Geschichte Göttingens

im zweiten Vereinsjahre 1893—1894

geführt von

August Ledlenburg,

Schriftführer.

Göttingen 1894.

Druck der Univ.-Buchdruckerei von W. Fr. Kästner.

18. Sitzung.

(9. Juni 1894.)

Die heutige Sitzung war dem Gedächtnis des Dichters Gottfried August Bürger gewidmet, seit dessen Tode am 8. Juni 1794 ein Jahrhundert dahingegangen. Sie ging insofern über den Rahmen der bisherigen Sitzungen hinaus, als die Mitglieder des Göttinger Lehrervereins zu dieser Versammlung geladen und zahlreich erschienen waren. Der Vorsitzende begrüßte die Gäste und erteilte, nachdem von einer Verlesung des Protokolls voriger Sitzung Abstand genommen war, das Wort zu dem angekündigten Festvortrage.

Gottfried August Bürger.

Von Herrn Privatdozenten Dr. Michels.

Der Kerze, die sich selbst verzehrt, um andern Helligkeit zu bringen, vergleicht ein mittelalterlicher Troubadour das Leben des Dichters. Wir vergessen es so leicht, daß die Klänge, die sich schmeichelnd ins Ohr stellen und zum Herzen dringen, ein Stück Menschenleben sind, das sich aufgelöst hat in Poesie, wie sich die Kerze auflöst in Licht; ein Stück Menschenleben mit seinen Kämpfen, seinen Freuden und Leiden. Es ist ein Stück geistiger Kraft, das sich vom Spender losgelöst hat und auf uns übergeht, in uns fortlebt als ein Stück unseres eigenen Wesens. Wie der Heiland zu dem kranken Weibe, das den Saum seines Kleides anrührt, so

darf der echte Dichter zu uns sprechen bei jedem Werk, das seine Wirkung an uns erprobt: Ich fühle es, daß eine Kraft von mir ausgegangen ist.

Nur Lebendiges wirkt Leben. Aber was einmal lebendig gewesen ist, das stirbt auch nicht. Nicht bloß der große Name lebt fort. Was einmal gewesen ist und gewirkt hat, läßt seine Spuren zurück, auch wenn das schwache Auge des Nachlebenden sie nicht mehr erkennt. Es ist das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das im Reich der Geister gerade so gilt, wie in der Körperwelt. Denn nicht vom Brot allein leben wir; nicht von dem, was der heutige Tag hervorbringt, was gestern nicht war und morgen nicht sein wird. Der Mensch ist kein Eintagsgeschöpf, wie die Thoren zu wähnen scheinen, die unbekümmert um die langsam wandelnde Geschichte nach ihrem eigenen kurzen Verstande eine Gegenwart, eine Zukunft zimmern möchten, die sich von der Vergangenheit losgelöst hat. Er ist ein Erbe der Jahrtausende. Mit jedem Atemzug wird er ihrer Segnungen teilhaftig.

Nur gedankenlose Flachheit kann sich begnügen, mit blinder Hand in den Schätzen aus der Vergangenheit zu wühlen, dem denkenden Manne ziemt es, von Zeit zu Zeit Ueberschau zu halten, über das, was er besitzt, und in dankbarer Gesinnung sich dessen zu erfreuen. Gedenktage der Geschichte rufen uns die Aufforderung zu: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

Es giebt direkte und indirekte Wirkungen. Wenn wir heut Gottfried August Bürgers gedenken, so erkennen wir damit an, daß wir auch die direkte Nachwirkung seines Erdendaseins noch lebendig verspüren.

Hundert Jahre sind verflossen seit G. A. Bürger in die Gruft stieg. Von der Generation, die im Kindesalter noch den lebensmüden Dichter erblickt hat, sind längst auch die letzten dahingegangen: die Dichtungen Bürgers haben von der Wirkung, die sie vor hundert Jahren übten, nichts ein-

gebüßt. Er war ein wahrer Dichter; er ist es hier in Göttingen geworden.

Er war keine ideale Natur, kein Mensch, zu dem wir in unbedingter Begeisterung emporschauen, dem wir im Ueberschwang der Empfindung dankbar unser ganzes Herz zum Opfer bringen möchten. Aber er war ein Mensch, der als Dichter sein Bestes gab; und das will viel sagen.

Als er 1769 als *Studioſus juris* nach Göttingen kam, war er ein leichter Römer, dem die oberflächlich tändelnde Manier, wie sie damals vor anderen Gleim vertrat, in der Lyrik als Muster vorschwebte. Er sang leichte Trinklieder und trug dabei eine gewisse Heiterkeit zur Schau, wie das in jener Richtung der Modelyrik, die an den Namen des alten Wein- und Liebedichters Anakreon anknüpfte, das Herzgebrachte war. Die unzählige Male wiederholte Aufforderung zur Lust, das „Lebe, liebe, trink und schwärme“ variiert er ohne irgend originale Gedanken, ohne irgend welche tieferen Empfindungen mit banaalem Klingklang:

Die Jugend verfliegt;

Die Freude versiegt.

Drum kommet,

Es frommet,

Und trinkt euch vergnügt.

Antike Muster, Horaz und Catull suchte er nachzubilden. Die fälschlich dem Catull zugeschriebene, langweilige „Nachtfeier der Venus“ behandelte er in umschreibender Berdeutschung, auf Veranlassung des Professors Klop, und schuf so ein Exercitium in Versen, das er wunderlicher Weise stets als eine große Leistung betrachtet hat. Bei modernen französischen und englischen Anakreontikern machte er Anleihen. Das graziose „Dörschen“, das Vater Gleim nicht genug bewundern konnte — Ich lobe mir mein Dörschen hier — hat ein französisches Vorbild.

Aber es waren günstige Zeiten, in denen er nach Göt-

tingen gekommen war. Die Verbindung mit den Genossen des Hain hob seinen dichterischen Ehrgeiz, ließ ihn das inhaltlose Reimgecklingel über Bord werfen und in die Tiefe seines Wesens greifen. Es war ein großes Glück für Bürgers dichterische Entwicklung, daß er kurz vor Beendigung seiner Göttinger Studienzeit einen litterarhistorisch interessierten aufrichtigen Freund fand, der dauernd dafür sorgte, daß der träge und schwerfällige Bürger in innerer Verbindung mit den führenden Geistern der Litteratur blieb.

Der liebenswürdige Heinrich Christian Boie, der neben seinen juristischen Studien, neben den Geschäften seiner Stellung als Hofmeister bei studierenden Engländern, Zeit fand, sein warmes Herz der deutschen Poesie zu eröffnen, das gute „Schnällchen“, wie ihn seine Freunde trenlichspottend nannten, hat keinen geringen Anteil daran, daß Göttingen in jenen Tagen zu einer literarischen Zentrale in Deutschland wurde. In dem *Musen Almanach*, der bei Dietrich in Göttingen erschien, hätte er gern die angesehensten Lyriker Deutschlands vereinigt. Zum wenigstens sammelte er in Göttingen um sich einen Kreis jungaufstrebender Talente.

Aus Boies Göttinger Paruaß im Kleinen erwuchs im Herbst 1772 der Hain, in dem andere Tendenzen als die Boies maßgebend wurden, dessen Mitglieder sich begeistert an Klopstocks imponierende Persönlichkeit angeschlossen. Die von Klopstock begonnene Emancipation der Empfindung setzten sie fort. Zwar war die Empfindung nicht immer geschieden von mattherziger Empfindlichkeit, wie sie der stets liebevolle Miller vertrat. Aber männliches Fühlen hatte doch die Oberhand. Während zartere Seelen, die Gleim und Jacobi, nach Sitte strebten, kämpften die Göttinger ungestüm für Freiheit, für das Recht der Persönlichkeit in der Dichtung, für Originalität. Kraft! Kraft! war die Parole an der Leine grade so gut wie am Oberrhein. Und Kraft, urwüchsige Kraft hatte der junge Bürger einzusetzen, der sich nun

auch schon im nahen Gelliehausen bei der Gründung des Bundes als Mitglied betrachten durfte. Stolz wurde er sich seiner impetuoson Natur bewußt. Nicht das Schöne, das Parte, das Sanftabgeschliffene wollte man in der Dichtkunst, sondern das Urwüchsiges, das Charakteristische, Natur. Nicht glattes, französisch frisiertes Griechentum, sondern markige Deutschtümlichkeit. Es waren gefährliche Forderungen, die in jugendlicher Ueberstürzung aufgestellt waren, viel Berechtigtes und auch manches Unberechtigtes enthielten, für Bürger heilsam und unheilvoll zu gleicher Zeit.

Die Deutschtümlichkeit des Bundes hat auf Bürger am Wenigsten eingewirkt. Er hat nie die Maskierung in altdeutsche Warden mitgemacht, in der sich die Voss, Höltz, Hahn, Müller eine Zeitlang gefielen. Er hat allerdings vielfach an ältere deutsche Traditionen angeknüpft. Er hat das mittellateinische, urdeutsch empfundene Trinklied des Erzpoeten aus dem 12. Jahrhundert mit all seiner fröhlichen Kneiplaune ganz ausgezeichnet modernisiert: „Ich will einst, bei Ja und Nein, vor dem Zapfen sterben. Alles, nur nicht meinen Wein, gönne ich meinen Erben.“ Klänge des Minnefangs klingen bei ihm wieder. Anknüpfungen an beliebte Lyriker des 17. Jahrhunderts wie Martin Opitz und Paul Fleming lassen sich nachweisen. Er hat Verwandtschaft mit der kerndeutschen Litteratur der Reformationszeit, plant in späteren Jahren eine Erneuerung des lustigen Frosch- und Mäusekriegs von Georg Rollenhagen und dichtet gegen Schiller seinen „Vogel Urselfst“ im Fabelstile und in den Mittelwesen des wackeren Burkhard Waldis.

Sankt Klopstock konnte nicht so ohne Weiteres sein Heiliger werden. Dazu waren die Naturen denn doch zu verschieden. Von der immer auf hohem Rothorn wandelnden Gespreiztheit des schwungvollen Messiasjägers hatte Bürger nichts, aber auch gar nichts an sich. Seine Natur war zu irdisch und schwer, um jenem den Flug himmelanstiegender Begei-

sterung nachzuffliegen. Es war nur ein kurzer Irrtum, wenn er sich durch Klopstocks überweltliche Liebeslyrik fortreißen ließ, sein Verhältnis zu der historischen Hofrätin Listz in Gelliehausen als fromme Seelenfreundschaft aufzufassen, wenn er ein neues unentweihetes Harfenspiel beginnen wollte und in Gedanken ans Jenseits die melancholische Schwärmerin mit dem naßgeweineten Schleier in stimmungsvollen Versen anfang:

Zieh mich Dir, geliebte Fromme,
An der Liebe Banden nach;
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zieh Du Engel, Dir mich nach! —

Ein echter Niedersachse, wie Klopstock von kerniger und derber Art, der echte Sohn seiner leidenschaftlichen Mutter, setzte Bürger sein ganzes Streben darein, ein Volksdichter zu sein. Popularität hieß seine Göttin. Wirkung auf die breitesten Kreise schwebt ihm als Ideal vor, auf die Gelehrten sowohl als auf die Ungelehrten. Dem verfeinerten Weisen und dem Bewohner des Waldes, der Dame am Puztisch und dem Mädchen auf der Meiche möchte er in gleicher Weise gefallen.

Wirkung aufs Volk, das ist eines der Schlagwörter, die bei den Dichtern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftauchen, sehr im Gegensatz zum 17. Jahrhundert, wo die Poeten meist eine gründliche Verachtung für den Pöbel zur Schau trugen, wo sich nur hie und da ein Interesse für volkstümliche Lyrik regt. Seit Gleim bei Beginn des siebenjährigen Krieges in der Maske des preussischen Grenadiers volkstümliche Kriegslieder gesungen, die eingeschlagen hatten in die Herzen aller Preußen, seit er nach dem Muster der rühmlichen Virtuosen mit den Stäben — der Bänkelsänger — schaurige Romanzen sang, war das Verständnis für volkstümliche Wirkung vorhanden.

Volkspoesie predigte Herder mit zündenden Worten und Volkspoesie wurde auch für Bürger das Zauberwort, dem

sich alle Herzen öffnen sollten. Herdersche Gedanken waren es, an die er anknüpfte, wenn er in seinem „Herzenausguß über Volkspoesie“ als Bruder Daniel Wunderlich gegen die Gelahrtheit zu Felde zog, freilich stets geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten, keine ruhig sichtende, sondern immer eine umstürzlerische Natur. Die Gelehrten, die Verkehrten, sagte das Volk im 16. Jahrhundert. Etwas von dieser Geringschätzung der Gelehrsamkeit steckt auch in Bürger. Es ist kein Wunder, wenn wir auch bei Bürger einen Schwankstoff behandelt finden, der schon um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts begierig aufgegriffen wurde, um den Triumph des Mutterwizes über die Gelahrtheit zu verherrlichen: das amüsante Geschichtchen vom Kaiser und Abt: „Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig, Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig. Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr; nur schade, sein Schäfer war klüger als er.“

Au schielenden Seitenblicken auf die schwergelerhrten Göttinger Professoren hat es bei Bürger nie gefehlt; doch haben ihm so gründliche solide Kenntnisse wie die des Philologen Heyne, eine so gediegene wissenschaftliche Schulung wie die des energischen Historikers Schöler dauernd imponiert. In der Dichtkunst jedoch verschmähte sein ehrliches und einfaches Empfinden alles Gelehrte durchaus. „Durch Popularität,“ deklamierte er, „solle die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinne hinweg! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tode auferweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein macht!“ Als Volkspoesie liebt er Homer, Shakespeare, Ossian. Vor allen Dingen wurden die alten Volksballaden der Engländer für ihn ein Quell, aus dem ein Trunk erquickte und die Kraft zu eigener That gab. Bürger wurde der eigentliche Schöpfer der deut-

schen Ballade, und A. W. Schlegel durfte dankbar seinem ersten Meister in der Kunst des Liedes zurufen:

Den deutschen Volksgefang erschuffst du wieder
Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen.

Zwar verwechselt auch Bürger noch wie Vater Klein in seinen Romanzen das Volkstümliche mit dem Vulgären und schlägt als Wankeltänzer Jocosus Hilaris einen niedrig jovialen Ton an; zwar zieht auch er noch schöne Erzählungen der alten Mythologie mit platter Parodie durch den Schmutz wie in der abjehentlichen „Europa“. Aber wer ließe sich nicht immer wieder hinreißen durch die packende Gewalt der Lenore, die unverwüftliche Frische von „Kaiser und Abt“! Vom schlichten humoristischen Erzählen, dem „Es war einmal“ steigt er auf bis zu packendster dramatischer Gestaltung.

Alte volkstümliche Vorstellungen wurden in seinen Balladen mit Glück wieder zum Leben erweckt. Der Welt des volkstümlichen Aberglaubens, auf die aufgeklärte Männer, wie der Berliner Friedrich Nicolai, von der Höhe ihrer Bildung verächtlich herabschauten, hat er, durch Shakespeares großes Vorbild geleitet, ihre poetischen Reize abgelanscht. Die gespenstige Totentanzwelt der „Leonore“ wirkt immer wieder auf unsere Phantasie, immer wieder führt uns das wütende Heer des „wilden Jägers“ in wüsten Träumen mit sich fort.

Ein Volksdichter! Das Wort hat auch sehr seinen sozialen und politischen Beigeschmack. Mit den unteren Gesellschaftsschichten hielt er innige Fühlung. Das Leben auf dem Lande, mit den Bauern, als Amtmann von Altengleichen, hat auch auf seine Dichtung gewirkt. Aus dem Munde einer Magd hat er die Kenntnis der alten weitverzweigten Lenorensage. Nur am Fuße der romantischen Gleichen — das fühlten die Freunde sofort — wo die einsame Nacht Gespenster zeugte, war diese schaurige Balladenromantik möglich.

Ein Volksdichter war Bürger, indem er politisch Partei nahm für die Bauern gegen die adeligen Herren und Fürsten.

Grunddemokratisch war sein Fühlen und Denken. Ein Tyrannenhasser war er, wie so manches andere Mitglied des Hainz. Auch ihm steht das revolutionäre Pathos zu Gebote, wenn er den Bauern gegen seine durchlauchtigsten Tyrannen deklamieren läßt:

Wer bist du Fürst, daß ohne Schen
 Zerrollen dich dein Wagenrad,
 Zerschlagen darf dein Roß?
 Wer bist du Fürst, daß in mein Fleisch
 Dein Fremd, dein Jagdhund ungebleut
 Darf Klau' und Klachen haun?
 Wer bist du, daß durch Saat und Forst
 Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
 Entatmet wie das Wild? —

Das unheimlich teuflische Element, mit dem sich das fürstliche Plaisir über göttliche und menschliche Gesetze hinwegsetzt, ist vielleicht nirgends packender, plastischer geschildert, als im wilden Jäger: „Laß stürzen, laß zur Hölle stürzen! Das darf nicht Fürstenlust verkürzen!“ Konflikte die aus der Trennung der Stände entstehen, hat er mit besonderer Reizung behandelt, und die ihm zu Gebote stehenden stärksten Trümpfe ausgespielt, um der Konvention manchmal recht brutal ins Gesicht zu schlagen. Liebe zwischen der Königstochter und dem Knecht, Liebe zwischen dem hochadeligen Herrn und dem armen Bürgermädchen, die als Mätresse gut genug ist, als Gattin verschmäht wird, das sind Balladen-Themata, und das „Edelgesindel“ fährt bei ihrer Behandlung sehr schlecht. Auf der anderen Seite schildert er in Balladen menschenfreundliche Güte, Mitleid mit den Armen, Empfindung die auf alle gedrückten Herzen ihre populäre Wirkung nie einbüßen. Der Typus des guten Reichen, an den man im vorigen Jahrhundert noch glaubte, ist auch Bürgers Dichtung nicht fremd. Aber der gute Reiche, der mit seinem Geld der Menschheit dient, wird (freilich in Anlehnung an eine wirk-

liche Begebenheit) mit dem armen Manne kontrastiert, der statt seiner Leib und Leben wagt. Nicht den edlen Grafen, der auf hohem Roß heraussprengt, um zweihundert Pistolen zu bieten für die Rettung des armen Zöllners, nicht ihm gilt das Lied vom braven Manne; ein Bauersmann schlecht und recht mit grobem Mittel angethan, er ist der Retter, der dem Grafen zu allem Ueberfluß noch eine beschämende Lektion in der Moral geben muß. So schmeichelt Bürger den Empfindungen der Massen. Das ist die Rehrseite der Medaille.

Bei Herder und bei Goethe trug gerade die Beschäftigung mit dem Volkslied weiter dazu bei, über die Schranken der Aufklärung hinwegzukommen. Sie ahnen und erfahren, indem sie die Seele des Volkes belauschen, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich die stolze Schulweisheit der Zeit nichts träumen läßt. Die Welt ist kein Rechenexempel für Elementarschüler, dessen Rechnung ohne Rest aufgeht. Bürger steckt allerdings mit seinem ganzen Fühlen und Denken viel tiefer drin in den landläufigen Anschauungen des damaligen liberalen Bürgerstandes, in denen unsere heutige Durchschnittsbildung wurzelt. Seine Ansichten haben deshalb noch heute für viele den Reiz der großen Einfachheit und Gemeinverständlichkeit. Es ist gar nicht zu leugnen, daß darauf ein großer Teil seiner populären oder, mit dem aristokratischen M. W. Schlegel zu reden, demagogischen Wirkung beruht. Gar mancher, der für Goethe nur ein Gefühl scheuer Bewunderung hat, liebt seinen Bürger. Er hat nicht gerade nötig, sich dessen zu schämen. Es ist dasselbe Gefühl, das Bürger schön ausdrückt, wenn er angiebt, weshalb er den lieben Mond preist und nicht die Sonne, die so strahlend am Himmel glänzt:

Du, lieber Mond, bist schwächer zwar und kleiner;
 Ein Kleid, nur recht und schlecht bekleidet dich.
 Allein du bist so mehr wie unser einer,
 Und dieses ist gerade recht für mich.

Der Stolz des Plebejers schwellte Bürgers Brust. Sozial höher Stehenden konventionelle Bücklinge zu machen, erschien ihm als entwürdigend. Es gab für ihn beinahe kein schlimmeres Schimpfwort als das Wort Minister und das Epigramm gegen Goethe, in dem er für den kalten Empfang in Weimar Rache nahm, spielt, in den wiederholten Reimen sehr geschickt das Langweilige des Ministerseins malend, bitter den Künstler gegen den Minister aus:

Den edlen Künstler wollt ich sehn
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol ihn der Teufel und sein Küster!

In späteren Jahren war er ein begeisterter Freund der französischen Revolution.

Licht und Schatten sind hier nicht zu trennen. Es liegt doch etwas Imponierendes in der Abneigung gegen das, was er als konventionelle Lüge empfand. Ehrlichkeit und Offenheit ist trotz kleiner Unredlichkeiten gegen sich selbst ein Grundzug von Bürgers Wesen. Er ist zu wahrhaft oder zu stolz, um sein natürliches Gesicht in Falten zu legen und hinter einer Maske zu verbergen. Die große Wahrhaftigkeit hat seiner Dichtung ihre Kraft gegeben. Er giebt sich auch vor dem Publikum kein Air. Er hat wohl rohe, aber keine falschen Töne auf seiner Leier. Wie er in Goethes Zimmer getreteten sein soll mit den Worten: „Ich bin Bürger“, so tritt er in allen Dichtungen vor das Publikum: „Ich bin Bürger.“

In der großen künstlerischen Wahrhaftigkeit liegt die Bedeutung seiner Liebeslieder an Molly. Er legt sein glühendes Herz bloß. — Wie viel ist über die ungeliebte Doppeldeutigkeit Bürgers geurteilt worden! Seine ungezähmten wilden Triebe

trugen den Sieg davon über sein besseres Ich. Am 22. November 1774 trat er mit Dorette Leonhart, der Tochter des Amtmanns Leonhart in Niedeck, die ein Kind von ihm unterm Herzen trug, vor den Altar. Nach seinem eigenen wiederholten Bekenntnis, an dem wir keinen Grund zu zweifeln haben, keimte damals schon die Leidenschaft zu Dorettes jüngerer Schwester, Auguste Leonhart, genannt Molly, in seinem Herzen. Und sie wuchs. Bürger verschweigt freilich in der Beichte, die er 1790 seiner dritten Gattin, Elise Hahn, als Bräutigam ablegte, daß er die ersten Jahre mit Dorette ganz glücklich lebte, wie er überhaupt alles versucht, sein Verhalten vor sich und anderen zu beschönigen. Namenlose Wirren entstanden aus der Liebe zu Molly. Seine glühende Leidenschaft riß das sanfte Mädchen mit sich fort. Als habe sein böser Dämon sie ihm beschert, kam in so verworrene Zeit Goethes „Stella“, ein Geschenk des Dichters, in sein Haus. Die alte Sage, die um die thüringischen Gleichen schwebte, am Fuße der Göttinger Gleichen wurde sie verhängnisvolle Wahrheit. Die jüngere Schwester wurde die Seine, während die Ehe mit der älteren fort dauerte.

Nur fanatische Bürgerschwärmer können versuchen uns einzureden, daß die Lösung die die häuslichen Wirren fanden, die einzig richtige gewesen sei. Es war arge Sophistik, wenn Bürger sich einredete, sich eines Naturrechts zu bedienen und gegen bloße Menschenfahung anzukämpfen, wenn er seiner wütenden Begierde rücksichtslos die Empfindungen der armen Dalderin zum Opfer brachte, die an seiner Seite dahinsiechte. Nur mögen denn doch auch nicht selbstgerechte Pharisäer im Chorus ihr Kreuziget! Kreuziget! schreien. Vom sicheren Post läßt sich freilich gemächlich raten. Der dessen Blut immer eine angenehme Durchschnittstemperatur zeigt, hat es freilich leicht, ein braver Mann zu bleiben. Aber er thue einen Einblick in das glühende Herz des Dichters, ehe er ihn völlig als Seinesgleichen behandelt. Er lese das Stück-

den Brief an Molly, das uns aus dem Jahre 1776 erhalten ist und uns zeigt, wie turmhoch die Wogen der Leidenschaft gingen; er lese die verzweiflungsvollen Briefe Bürgers über Mollys Tod, wo sich unwillkürlich Worte aus der Lenore einmischen: Hin ist hin, verloren ist verloren!

Als eine Krankheit hat der Dichter selbst, allzumilde gegen sich, seine Liebe zu Molly aufgefaßt und den Menschengesichtern zugerufen:

Was dränget ihr euch um die Kranken herum?
Und scheltet und schnarchet sie an?
Vom Schelten und Schnarchen genesen sie nicht.
Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht;
Doch keiner thut mehr als er kann.
Die Sonne sie leuchtet; sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan,
Der Sommerwind trocknet, der Regen macht naß,
Das Feuer verbrennet. — Wie hindert ihr das?
D laßt es gewähren, wie's kann!

Wenn er fehlte, so hat er am schwersten gebüßt.

Von verworrenen Herzenskämpfen legen die Mollylieder Zeugnis ab. Tiefe Herzensschreie dringen aus ihnen hervor für jeden der Ohren hat zu hören. Eine starke Sinnlichkeit redet daraus. Höchstes Liebesglück und grausames Leid finden einen wunderbaren Ausdruck. In den Mollyliedern, in dem Jahrzehnt von 1775—1784, steht Bürger auf der Höhe seiner lyrischen Kraft. Da herrscht frohes Genießen der Liebe: „Mein Trantel hält mich für und für in festen Liebesbänden, bin immer bei und neben ihr, sie läßt mich nicht abhanden.“ Da wird die Schönheit der Geliebten mit vollstämmlichem Wechsel von Frage und Antwort geschildert in dem von Schiller mit Unrecht bemängelten Liede: „Das Mädchen das ich meine,“ das zu Mollys Geburtstag am 29. August 1776 gedichtet war. Trennungsschmerz und erregte Sinnlichkeit mischen sich eigenartig in „Mollys Abschied“: „Lebe wohl du

Mann der Lust und Schmerzen, Mann der Liebe, meines Lebens Stab! Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen halle dir mein Segensruf hinab!“

Als ihm Molly nach kurzer rechtmäßiger Ehe entrisen war, suchte er seinen ganzen Schmerz und seine ganze Liebe in dem hohen Liede von der Einzigen niederzulegen. Hier zeigt sich freilich, wie dem Dichter gerade da, wo er sich selbst übertreffen wollte, die höchste Wirkung versagt blieb. Er erschöpfte sich. Die schöne Kunst des Maßhaltens blieb ihm in der Dichtung versagt, wie im Leben. Das naturalistische Streben führte ihn nur zu oft über die Grenzen des Schönen, auch des Wirkamen hinaus. Immer trägt er mit den kräftigsten Farben auf. Eindruck zu machen, zu packen, zu rühren, zu erschüttern ist sein Bestreben. Shakespeares Macbeth starb ihm nicht grausig genug. Die graue Wirkung seiner „Lenore“ noch zu überbieten, hat er sich im „wilden Jäger“ vergebens abgemüht. Mit allem Raffinement hat er in der „Pfarrers-tochter zu Taubenheim“ die Leiden der unglücklichen Kindesmörderin der Phantasie eindringlich zu machen gesucht. Die Richtung auf das Effektvolle hat ihn zu so argen Uebertreibungen verführt, daß er in der Ballade „Lenore und Blaudine“ eine einfache schlichte tief ergreifende Erzählung von zwei unglücklich Liebenden zu einem Art Schauer- und Trauer-epos mit gräßlichen Trümpfen ausgeweitet hat. Selbst die schönen tonmalenden Verse:

Wohl schwellen die Wasser, wohl hebt sich der Wind;
Doch Winde verwehen, doch Wasser verrinnt.
Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn.

So wehet, so rinnet die Liebe dahin
erscheinen im Zusammenhang als eine beabsichtigte und gesuchte Effektthascherei.

Es sollte heute keine Urteilsfähiger mehr Schillers Rezension, so scharf sie auch ausfiel, so schwer sie Bürger traf, ihre Berechtigung absprechen. Schiller hatte freilich nicht Bürgers

lyrischen Odem; aber er hatte eine Kultur erworben, die Bürger nie erwarb. Nicht durch Feilen und Schleifen an seinen Gedichten konnte dieser dem von Schiller gerügten Mangel an Idealisirung abhelfen. Ihm selbst, seinem eigenen Wesen fehlte es allzusehr an Positivität. Der Aufenthalt auf dem Lande, wo es ihm an Umgang gebrach, hinderte ihn, Nothheiten seiner Natur abzulegen. Das Nonchalante seines Wesens spiegelt sich in den Dichtungen wieder. „Seinen besten Stücken sah mans hie und da an, schreibt Boie an Althof, Bürger's Biographen, daß der Dichter nicht in der besten Gesellschaft lebte“. Bürger selbst hatte gelegentlich das Gefühl. Aus Niederk schreibt er einmal am 3. Juni 1765 an den Dichter Göckingk: „Fast möchte ich Sie um den leichten scherzenden Ton der guten Gesellschaft, der wie in allen Ihren Gedichten, so auch in Ihrer Epistel herrscht, beneiden.“

Als er im Jahre 1784 nach Göttingen übersiedelte, war es zu spät. Er wurde gesehter. Der Sturm und Drang zwar schwand dahin; mit ihm aber auch das dichterische Feuer. Nach Moskys Tod war die Schwungkraft seiner Seele gelähmt. Matthe Gratulationspoesie ist, was er zum Jubiläum der Georgia Augusta gedichtet hat. In der Bearbeitung fremder Erzeugnisse für den Musenalmanach erschöpfte sich sein versifikatorisches Geschick. Was will es sagen, daß er die Form des Sonettes gewandt handhabte, daß ihm hie und da ein witziges Epigramm gelang? Langsam wie sein Leben erschöpfte sich im Göttinger Jahrzehnte sein Dichten.

Er war müde geworden im Kampfe mit seiner eigenen Natur, im Kampfe mit den äußeren Verhältnissen. Das Leben war ihm nicht leicht. Ungunst des Geschickes und eigene Schuld verketteten sich bei Bürger, um sein Leben zu einem Leidensweg zu machen. Selige Momente hoher Dichterbegeisterung wurden aufgewogen durch Jahre des kleinlichen Verdrusses, des zehrenden Grams. Auf Zeiten, in denen der leuchtende Strahlenkranz des Ruhms sein Haupt umschwebte,

folgten Zeiten, in denen die Schmach und Schande, die ein verächtliches Weib in sein Haus brachte, den Ermatteten zu Boden drückten. Es sind freilich schöne Zeiten, in denen die Genossen des Hains sich gegenseitig zu dichterischer That ermunterten, als die Grafen Stolberg mit dem lustigen Kräh, Kräh, das sie ihren Briefen vorausschickten, den stolzesten Adler des Hains zum Wettflug auffordern in blaue Höhen, wo Freund Cramer dem Ehrbegierigen die „Löbchen“ melden kann, die ihm von allen Seiten zu teil werden, wo die Weimarer auf Goethes Veranlassung freiwillig einen Geldbeitrag zeichnen, um dem großen Dichter zu der versprochenen und begonnenen Homerübersezung anzufeuern. Aber die glänzenden Zukunftsträume verwirklichten sich nicht. Das, was man von Bürger am lebhaftesten erwartete, leistete er nicht, konnte er nicht leisten. Er bereitete und erlebte Enttäuschungen. Als er sich seines Ansehens am sichersten glaubte, folgten die schmerzlichsten Kränkungen, die der empfindliche Mann nicht zu ertragen im Stande war, der kühle Empfang durch Goethe, die scharfe Rezension seiner Gedichte durch Schiller.

Das gleichende Gespenst des Ruhmes ist ihm zu Lebzeiten nicht tren geblieben. Aber tren blieb ihm sein ganzes Leben lang das schlimmste der Hausgespenster, die hochlängige Not, die Sorge ums tägliche Brot. Sie sehen wir hinter ihm stehen vom ersten Moment an, wo wir etwas von dem begabten jungen Studenten erfahren, der in Halle das läuderlich-geniale Leben des von Lessing gebrandmarkten Professors Kloß mitgemacht hatte und in dem von diesem famesen Mentor so gründlich verachteten Kartoffelathen an der Leine sich mit seiner vollsaftigen Natur nicht in die Maniern solide strebender Studenten eingewöhnen konnte. Schulden begleiten ihn im Jahre 1772 von der Universität auf die mühsam erkämpfte Amtmannschaft nach Gelliehausen. Mit Mühe wird der alte ehrliche Großvater Bauer in Aschersleben, der im Zorn von dem vaterlosen Enkel die Hand abgezogen hatte, endlich

erweicht, die nötige Kaution zu stellen und die Universitäts-schulden zu bezahlen. Eine kurze Zeit kann Bürger sich sagen: „Ich bin mit meinem Schicksal recht sehr zufrieden“. Dann kamen neue Verlegenheiten, endlose Scherereien, die Bürgers Lässigkeit in Amtsgeschäften zum Teil selbst verschuldet. Die Verbindlichkeiten gegen seinen tiefverschuldeten Amtsvorgänger Listu, seine Heirat, die Sorge für die mittellose Familie seines verstorbenen Schwagers, der betrügerische Bankerott des Hofrats Listu, Miswirtschaft jeder Art stürzen ihn bald genug in neue Nöte. Und äußere Sorgen beinahe ebenso gut wie die schweren inneren Kämpfe machen ihm schließlich die freundliche Gegend am Fuß der alten Gleichen zur Hölle. „O Robinson Crusoes Insel! ruft er aus. Wer auf dir allein wäre, umschimmert von der wolkenhohen Brandung des Ozeans“!

Und dann folgen sie, die noch traurigeren kummervollen Jahre in Göttingen, in denen der Dichter als Privatdozent an der Göttinger Universität, seit dem Jubiläum als Extraordinarius, keine nennenswerten materiellen Erfolge seiner Lehrthätigkeit hat. Vergeblich hofft er auf eine Aufbesserung seiner Lage. Die königliche großbritannische Regierung läßt ihren außerordentlichen Professor buchstäblich verhungern. Er hat nichts zu essen, außer was ihm sein Freund, der Buchhändler Dietrich, ins Haus schickt. Welch ein jammervoller Abschluß von Bürgers Korrespondenz, jener traurige Bettelbrief, den der Totkranke an den Hofrat Heyne richtet, damit dieser bei der Regierung die Zuwendung eines kleinen Gehalts befürworte. Und welche eine Antwort, wenn dem Dichter, dessen Namen jedes Kind in Deutschland kennt, ein einmaliges Gnadengeschenk von 50 Thalern zu Teil wird! Auch das ist wohl eher aus Heynes eigener Tasche, als aus der Tasche der Regierung geflossen.

Führwahr, was an seinem Dichterruhm echt ist, hat dieser Mann teuer erkauft! Als Bürger am 8. Juni 1794 starb, erscholl nicht laute Klage durch Deutschland, wie sie entsteht,

wo plötzlich eine Lücke klappt. Der Tod war eine Erlösung gewesen. Aber mit wehmütigen Worten gedachten nah- und fernstehende des Toten. Süßnende Blumen warfen auch die schärfsten Kritiker hinab in die Gruft. Der Nachwelt aber ziemt dankbare Teilnahme. —

Nach Beendigung des mit Dank und lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrags ließ der Vorsitzende einige der Alttertumsammlung gehörende Portraits von Bürger zirkulieren, und der Schriftführer berichtete über Bürgers Wohnungen sowie über die Versammlungsorte des Hainbundes.

Als Bürger 1768 um Ostern als stud. jur. nach Göttingen kam, zog er in die Nothestraße, in das Haus der „Reliete Sachsen“, der Schwiegermutter des Professors Kloß, der in Halle auf Bürgers sittliche Lebensführung und seine litterarische Ausbildung einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hatte. 3 Jahr hat Bürger in dem übel berücktigten Hause gewohnt, und gewiß hat dasselbe Bürgers lockeren Lebenswandel nicht unbedeutend begünstigt, sodaß seine Freunde alles aufboten, um ihn aus diesem Hause, welches jetzt die Nr. 28 trägt, zu „retten“. Im Sommer 1771 wohnte er Ecke der Groner- und Zindelstraße bei Kürschner Nöhden, dann nahm ihn der Hofrat Schlözer, Paulinerstraße (jetzt 21) auf, der ihm die jetzt durch eine Gedenktafel bezeichnete Wohnung im Hofe überließ. Hier wohnte er bis Ostern 1772, in welcher Zeit er als Altengleichener Justizamtman nach Gelliehausen zog. Nahe seiner letzten Studentenwohnung lag das Dieterichsche Gartenhaus, in welchem Bürger nach 22 Jahren, an Leib und Seele gebrochen, seinen Geist auszhauchte.

Der Ort, an dem der Hainbund gestiftet wurde, ist nicht der durch das Denkmal am Hainberge bezeichnete, sondern er ist aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Eichengrunde hinter Weende, früher Papiermühle, jetzt Weendespring, zu

suchen, wie aus Briefen von Voß hervorgeht. In der Stadt hatte der Hainbund seine Versammlungen im Hause des Bier- und Branntweinschäfers Frankensfeld in der Barfüßerstraße, jetzt Nr. 16. Hier hatte Voie, der Gründer des Bundes, und seit 1772 mit ihm Voß seine Wohnung. In diesem Hause ist auch Klopstock eingekehrt. Es wurde spottweise die „Bardei“ genannt.“

Der Vorsitzende teilte mit, daß die Bundesversammlungen auch in Weismar unter der Linde stattgefunden hätten, berichtete über den Stand der Denkmals-Angelegenheit und die neu bezeichnete Grabstätte und verlas schließlich einen Bericht aus der Hildesheimer Allgem. Zeitung über Erinnerungszeichen in unserer Stadt an Bürger und über die Schmückung seines Denkmals in den Grönerthoranlagen. —

Ein Antrag, die Juli-Sitzung ausfallen zu lassen, wurde abgelehnt. —